

Sprachlose Europabildung

(überarbeiteter Fassung des Vortrages, gehalten im Rahmen der
IB&M-EU-Projekttagung am 6.5.2005 in Budapest)

„Die wahre Heimat ist eigentlich die Sprache“
Alexander von Humboldt (1776-1835)

„Bildung“ wird im Deutschen üblicher- und betrüblicherwise ambivalent verstanden und gebraucht: Bildung ist, einerseits, ein beschreibbarer Prozess, der, andererseits, zu einem bestimmten Zustand führt. Man kann sich bilden oder gebildet werden, um anschließend gebildet zu sein, d.h. über einen, wie auch immer beschreibbaren Bildungsstand zu verfügen. Unzweifelhaft ist Bildung ein höchstpersönlicher Zustand und somit sind die Prozesse, die zu ihm führen auch höchstpersönliche Prozesse, auch wenn sie von zahlreichen und recht unterschiedlichen externen, also keineswegs zur Person des sich Bildenden gehörenden Faktoren abhängen und/oder beeinflusst werden. Die Doppelbedeutung der Bezeichnung „Bildung“ macht gelegentlich Schwierigkeiten, weil Verwechslungen kaum vermeidbar sind, aber eben ein Zustand und ein Prozess, der zu diesem führt, nicht ein und dasselbe sind. Deshalb bevorzuge ich für die Bezeichnung von Bildung als Prozess auch den von mir definierten Terminus „Vollständiges Lernen“. Mit Hilfe dieses, ebenfalls höchstpersönlichen und keineswegs mühelosen Verfahrens sind Individuen in der Lage, ihren Bildungsstand positiv zu verändern, in den von mir geprägten und bevorzugten Terminologie ausgedrückt: ihr individuelles Personalvermögen, also das, was sie vermögen, weil sie es können und wollen, zu erhöhen, zu verbreitern, zu vertiefen.

Wenn ich hier von Europabildung spreche, dann meine ich damit nicht nur Bildung in Europa, wie sie derzeit Gegenstand der Beratungen in zahlreichen Kommissionen und auf Konferenzen der Behörden der Europäischen Union sind. Ich meine damit auch – ja in erster Linie – Bildung für Europa. Bei letzterer geht es um vollständige Lernprozesse mit einer bestimmten Zielsetzung, einer didaktischen Intention, im speziellen Falle mit einem politisch-pädagogischen Hintergrund. Ich nenne diese didaktische Intention: „Begründung und Entwicklung eines individuellen Europabewusstseins“. Darunter verstehe ich eine persönliche Einstellung, eine Geisteshaltung, die sich auf allgemeinsprachliche Formeln beispielsweise des folgenden Typs bringen lässt: „Ich fühle mich als Europäer und ich tue das gerne.“ Und „Ich halte Europa im Hinblick auf ...(beispielsweise. zu lösende Probleme) für wichtig, aufgrund von ... (beispielsweise: erzielte Erfolge) für wertvoll.“

Es geht also um die Veränderung von „Bewusstsein“, ein Begriff der im didaktischen Zusammenhang der Operationalisierung bedarf. Bewusstsein soll hier nahe dem Begriff der „Wertschätzung“ verstanden werden, wobei – wie dies oben beispielhaft dargestellt wurde – ein positiver Wert im Hinblick auf ein zu bewertendes Subjekt oder Objekt angenommen wird. Die Herausbildung, also die Begründung und die Weiterentwicklung eines solchen „wertenden“ Bewusstseins erfolgt auf einem Gleis mit zwei Schienen: Einmal durch den Erwerb von Faktenwissen, also um Beschreibungen von Wirklichkeit und Vorstellungen, und zum anderen um den Aufbau von Wertewissen, von rational und emotional begründeten Einstellungen. In beiden Fällen sowohl allgemein als auch auf das zu bewertende Subjekt oder Objekt unmittelbar bezogen.

Im Falle der angestrebten Europabildung geht es also um den Erwerb, die vollständige Aufnahme von Wissen über Europa in allen Dimensionen und gleichzeitig um die höchstpersönliche Akzeptanz von Kategorien, mit denen die vollständig gelernten Fakten im Hinblick auf das politisch-

pädagogische Gesamtziel bewertet werden können. Über die Quantität der zugewachsenen Informationen und die Qualität der Verknüpfungen, also einerseits aus Wissen und andererseits Verständnis wird das angestrebte Bewusstsein und damit Bildung auf höchster Stufe erreicht. Fürwahr eine gewaltige, vielschichtige Aufgabe. Wie kann sie erfüllt werden?

Da es sich um höchstpersönliche Lernprozesse handelt, können alle Erkenntnisse aus der Praxis des vollständigen Lernens angewendet werden. Diese gelten gleichermaßen für Menschen mit hohem und niedrigem Personalvermögen, aber auch hohem und niedrigem Lebensalter. Unterschiede zwischen „Erwachsenen“ und „Nichterwachsenen“ können in diesem Zusammenhang nicht ausgemacht werden; in Bezug auf vollständiges Lernen gibt es keine spezielle „Erwachsenenbildung“. Betrüblicherweise hält sich dieser tradierte und heute weitgehend sinnentleerte Begriff immer noch in der pädagogischen Theorie und stiftet dort einerseits umfassende Verwirrung und erweckt andererseits unzutreffende Hoffnungen. Entgegen einer immer noch weit verbreiteten Überzeugung unterscheiden sich die individuellen Prozesse der vollständigen Lernens im Prinzip nicht nach der individuellen Beschaffenheit der Lerner und den jeweiligen Bedingungen des Lernen. Entscheidend ist vielmehr das jeweils individuelle Lernvermögen. Zu diesem gehört neben der Lernqualifikation, dem Lernen-Können, auch die Lernmotivation, das Lernen-Wollen.

Und hier steht die Europabildung vor einem erheblichen Problem: Europabildung ist, um in der Marketingterminologie Kotlers zu sprechen, kein individuell gesuchtes Gut, zumindest keines, nach dem massenhaft verlangt wird. Schon gar nicht, wenn die Menschen dahinter kommen, dass einem dabei der mühevollen und von vielen nur sehr unzulänglich beherrschte Prozess des vollständigen Lernens keineswegs erspart bleibt.

Das Problem der Europabildung ist also eine doppeltes: Erst zweitens, wie vermittele ich, der eine solche didaktische Intention verfolgt, denjenigen,

die sich bilden sollen, Europabewusstsein und zuvor und damit eigentlich erstens, wie bringe ich Menschen dazu sich Europabewusstsein überhaupt vermitteln zu lassen. Bislang konnte noch kein absolutes individuelles Bedürfnis nach Europabildung geortet oder gar ein genetisch transportierte „Europatrieb“ festgestellt werden. Man muss also den Weg über die Darstellung der generellen Nützlichkeit bzw. des individuellen Nutzens gehen, der allerdings mit zahlreichen Stolpersteine, gebildet aus stabilen Vorurteilen, bequemer Ahnungslosigkeit, geringem Lernvermögen und mangelnder Fantasie, gepflastert ist. Die Erfahrungen mit der Einführung der Europawährung, die man heute als Reisender gar nicht mehr wegdenken mag, oder gar mit der geplanten Verfassung der Europäischen Union, die kaum einer kennt, aber viele entschieden ablehnen, dämpfen Hoffnungen auf den Erfolg von noch so gut gemeinen Aufklärungskampagnen. Solche sind meist von Menschen mit meist hohem Personalvermögen ausdacht, die sich den Prinzipien der Aufklärungen in allen den Bedeutung des Wortes verpflichtet fühlen, und sollen Menschen massenhaft motivieren, deren Zielpräferenzen und Werthierarchien in der Regel wesentlich bescheidener ausgeprägt sind. Nicht selten gehen diese europapädagogischen Initiativen schon allein sprachlich an denen, für die sie gedacht, sind vorbei. Was also tun?

Vertrauen wir einfach einmal dem Erfahrungswissen, das sich in unseren Sprichworten abgelagert hat. Da erfahren wir, dass Reisen bildet. Das hat ja schon bei den großen Entdeckern gewirkt, die sich mit ihren vollständigen Lernprodukten nicht nur selber bildeten, sondern gleich auch noch unser kollektives Bildungsgut erheblich erweiterten. Ob die Reisen der als Helden gefeierten Eroberer allerdings auch alle Bildungsreisen – und zwar für alle Beteiligten und Betroffenen - waren, sei dahin gestellt. Über den mit einer Reise durch Europa ohne Zweifel verbundenen Wissenszuwachs könnte auch ein „Verständnis“zuwachs für die Länder, die man bereist hat, und für die Leute, denen man begegnet ist, erfolgen. Auf den Reisen würden die Reisenden notwendigerweise mit den Bereisten ins Gespräch

kommen. Schließlich würden beide Gruppen die eigene Welt jeweils mit den Augen der anderen sehen, und schon wäre man auf dem Weg zu einem feinen europäischen, wenn nicht gar gleich globalen Bewusstsein. Geht doch, müsste man in modischem Jargon erfreut ausrufen!

Wir leben bekanntlich in einer Epoche und in einer lokalen Gesellschaft, in der sich der Massentourismus auch nicht durch wirtschaftliche Probleme nachhaltig bremsen und schon gar nicht aufhalten lässt. Wenn also Reisen bildet, dann müsste der Bildungsstand der deutschen Bevölkerung – nicht nur, aber auch – im Hinblick auf Europa – nicht zu übertreffen sein. Warum stellt sich aber das gewünschte Ergebnis der Europabildung nicht – oder doch nicht im gewünschten Ausmaße – ein. Warum gibt es eigentlich so wenig Wissen über Europa und – konsequenterweise – ein nur so wenig ausgeprägtes Europabewusstsein?

Versuchen wir es empirisch, wenn auch nicht gleich repräsentativ heraus zu bekommen: Machen wir einen Selbstversuch: Eine Sternfahrt durch Europa zu unserem Konferenzort im Herzen Europas, nach Budapest. Wir nehmen uns für unsere Anfahrt reichlich Zeit, sagen wir ein Jahr, damit wir auch ausreichend Eurpabildung konsumieren und produzieren können. Der Einfachheit halber wählen wir einen bescheidenen Stern mit lediglich zwei Zacken, das heißt mit Reisegruppen.

Ein Sternzacken weit nach Norden, der andere nach Südwesten. Das entspricht der gegenwärtigen Lage der Europäischen Union recht genau.

Die Nordgruppe startet logischerweise am jahrein, jahraus vernebelten Nordkap. Erst geht es durch Nordnorwegen – teilweise mit dem Zug - der Erzroute entlang nach Nordschweden, dann auf Rentieren durch Lappland und auf technischen Fortbewegungsmitteln durch das Land der tausend Seen und Milliarden Mücken, durch Finnland also. Wir umrunden die Ostsee im Osten, halten uns nicht zu kurz in Stankt Petersburg, also in Russland auf, um denn die Gegenstadt zu Helsinki, Tallinn zu erkunden. Süd-

westwärts geht es durch Lettland und Litauen, denn ein Schwenk durch die Weiten Polens. Nach einem Bogen durch das geschichtsträchtige Tschechien erreichen wir die grüne Slowakei und schließlich und auf kurzem Weg Ungarn. Mindestens 14 zweifelsohne europäische „Kulturen“ hat die Nordgruppe auf ihrer Bildungsreise ein ganze Jahr lang studieren können. Da müsste sich doch schon jede Menge – hoffentlich positives – Europabewusstsein gebildet haben.

Schauen wir, wie es der Südwestgruppe ergangen ist. Sie startet am Berg des Eroberers Tarik, von den Griechen als eine der Säulen des Herkules verehrt und von vielen Touristen heute noch als Affenfelsen geschmäht, in Gibraltar, einem nach wie vor militärischen Außenposten der stolzen und gelegentlich europhoben Engländer. Die Bildungswanderung führt durch Andalusien und die Algarve durch das kleine, aber stolze Portugal und durch das größere und eben so stolze Spanien mit seiner noch erheblich „stolzeren“ baskischen Provinz. Der Mittelmeerküste entlang geht es durch Südfrankreich, durch die teuerste Felsenstadt der Welt, durch Norditalien, wo sich vor mehr als einem halben Jahrtausend unterschiedliche Kulturen und Traditionen zur Basis der europäischen Hochkultur vereinigt haben, erreichen Slowenien und deren Steiermark, wechseln in die österreichische Steiermark und erreichten endlich Ungarn, dort, wo es besonders lieblich ist und sich kaum Touristen hin verirren. Die Südgruppe hatte auf ihrer Reise möglicherweise schöneres Wetter als die Wanderer, die aus dem hohen Norden kamen, aber sie hat nur etwa zehn Länder in ihrem Logbuch.

Jetzt sind wir hier in Budapest vereint und habe gut und gerne 25 europäische „Völker“, unterschiedlich nach Größe und Geschichte, und leider auch unterschiedlich nach ihrer Sprache kennen gelernt. Sind wir mit den unterschiedlichen Landsleuten ins Gespräch gekommen, konnten wir solchermaßen erfahren, wie sie sich selber, wie sie uns sehen? Seien wir ehrlich: Wir haben es nicht. Wir haben uns mehr schlecht als recht miteinander verständigt. Für die Bewältigung des Alltags reichte es gerade noch,

für das Signalisieren von Sympathie auch – aber sonst? Eine partnerschaftliche Kommunikation, beispielsweise über Selbstverständnis und Fremdwahrnehmung, über Nähe und Ferne zu den Nachbarn, über Natur und Kultur im eigenen Raum, im Umfeld, in Europa gar? Seien wir noch einmal ehrlich: für die hierfür notwendigen Diskussionen reichte das Sprachvermögen nicht aus, von – notwendigen oder gewünschten „Diskursen“ gar nicht zu reden! Natürlich haben wir auf unseren jahrlangen Fahrten auch Menschen getroffen, die unsere Sprache perfekt oder wenigstens für unser Anliegen ausreichend beherrschten, und einige von uns beherrschten auch einige der Sprachen, die in den Ländern gesprochen werden, die wir zum Zwecke der „existenziellen“ Europabildung bereisten, aber das war es dann auch – und das reichte eben nicht aus.

Auf unserer Sternfahrt hatten wir es mit mindestens 25 nationalen Sprachen, allesamt „Hochsprachen“ – 20 davon gelten derzeit als „Amtssprachen“ in der Europäischen Union - zu tun. Dazu kommen noch die unzähligen regionalen und lokalen Sprachen, meist und nicht selbst abwertend als „Dialekte“ bezeichnet. Kein Wunder, wenn wir in den meisten Fällen und – bestenfalls – an einander vorbei geredet haben? Wie sollen wir denn eigentlich und überhaupt in Europa miteinander ins Gespräch kommen, um uns durch Wissensvermittlung und Wertaustausch gegenseitig und partnerschaftlich zu „bilden“, wenn wir keine, einigermaßen ausreichende, wenn nicht gar anspruchsvolle sprachliche Verständigungsmöglichkeit haben. Das was für Sprachwissenschaftler und Literaturforscher, vielleicht auch für Poeten und Rezitatoren der Himmel auf Erden ist – die allerbunteste Sprachlandschaft auf aller kleinstem Raum -, ist für Menschen mit dem Anliegen einer flächendeckenden, einer integrativen Europeanbildung ein Alptraum, ja letztlich nichts anderes als die verstetigte Erfüllung des babylonischen Fluches.

Europa ist alles andere als sprachenlos, aber der Europabildung, der Herstellung eines europäischen Bewusstseins, das auf Wissen, das erworben

wird, und Werten, die ausgetauscht werden, beruht, fehlen die Worte. Die Sprachlosigkeit, die schon mehr als ein Vor- und Nachdenker beklagt hat, ohne dass er damit mehr als Verwunderung ausgelöst hätte, macht verhindert, dass Europa mit einer Sprache spricht, in einer Sprache denkt, sich seiner selbst in einer gemeinsamen Sprache bewusst wird und über die gemeinsame Sprache schließlich eine gemeinsame Heimat – Europa – findet.

Wenn sich ein Problem stellt, dann braucht man zu seiner Lösung nach meiner Theorie des Personalvermögens „Problösungsvermögen“: Man muss das Problem lösen wollen – und man muss dies auch können. Bei Elementen sind gleich wichtig, wenn auch möglicherweise von unterschiedlichem Gewicht. Bleiben wir beim Ersten der beiden, gleichsam multiplikativ miteinander verknüpften Faktoren. Wie kann das Problem der Sprachlosigkeit, die bislang unüberwindbare Barriere einer effektiven Europabildung gelöst werden?

Zwei Varianten werden derzeit angeboten: Das Lernen von „Fremdsprachen“ ist die eine, die vor allem durch die öffentlichen und privaten Sprachlehrer aus unterschiedlichen, aber nachvollziehbaren Gründen angeboten wird; die andere ist die „personale“ oder „mediale“ Übersetzung. Beide Varianten werden ausgiebig begründet und auch weitgehend – allerdings weitestgehend ohne Hinterfragen – akzeptiert, wenn auch nicht flächendeckend und nachhaltig umgesetzt.. Beide sind weder effektiv noch gar effizient, mit anderen Worten, sie sind unbrauchbar.

Angesichts der schon genannten Zahl von 20 „Amtssprachen“ in der europäischen Union, zu denen noch die Regional- und Lokalsprachen gezählt werden können und eigentlich müssen – in Deutschland sind die Unterschiede zwischen Nordfriesisch und Niederbayerisch so erheblich, dass über Hochdeutsch kommuniziert werden muss! – erübrigt sich die Diskussion. Natürlich soll auch in Zukunft jedes Individuum nach freier Wahl so

viel Sprachen lernen dürfen wie es bereit ist, sein individuelles Lernvermögen dafür einzusetzen, aber das Problem der sprachlichen Basis der Europabildung wird damit nicht gelöst. Niemand würde verlangen, dass alle Europäer alle europäischen Sprachen erlernen müssen. Welche aber sollen denn dann – von allen erlernt werden – und welche kann man sich ersparen? Erfolgt die Auswahl über die Zahl der Sprecher, das Alter der Sprache, das Ansehen der Dichter und Denker, die Finanzkraft der Wirtschaft, der Feuerkraft der Waffen in den jeweiligen Sprachräumen? Kein Wunder, dass die Europapolitiker vor der Beantwortung der Frage Reißaus nehmen. Ich möchte sie auch nicht beantworten müssen!

Bleibt die Variante der „Übersetzung“, die vor allem Sprachinformatiker nach wie vor fasziniert – und bis zur Verzweiflung beschäftigt. Natürlich konnte man auch wie bisher versuchen, das Problem durch personale Übersetzungen, wozu in jedem einzelnen Falle mindestens ein perfekt zweisprachiger Experte – und zwar real time -erforderlich ist, zu lösen. Diese Variante stößt allerdings sowohl auf personelle als auch auf finanzielle Grenzen, die längst erreicht sind. Für die Unzahl der erforderlichen Übersetzungsrichtungen reicht die Zahl der vorhandenen und auch die der möglicherweise noch zu „entwickelnden“ Übersetzer nicht aus; den nicht jeder Mensch ist, wie die Erfahrung lehrt, in der Lage, das erforderliche Mehrsprachvermögen in der erforderlichen Qualität zu erwerben. Die Kosten der, ohnedies nur zum kleinere Teil wirklich brauchbaren Übersetzungen überlasten schon jetzt den Europa-Haushalt und sind längst zum Ärgernis geworden. Also versucht man die personale Übersetzungarbeit mit Hilfe von medialen Übersetzungsprogrammen zu substituieren. Solchermaßen soll das Pfingstwunder neu, diesmal freilich ohne spirituelle Hilfe oder metaphysischen Überbau realisiert werden: Jeder Mensch spricht in seiner Zunge und wird – durch einen kleinen Chip im Ohr – von allen verstanden. Eine Vision, die nicht ganz von der Hand zu weisen ist, deren Realisierung allerdings wohl noch etwas auf sich warten lässt.

Das Problem, das die Lösung auf absehbare Zeit verhindert liegt nicht in der Informatik und auch nicht in der Linguistik, es liegt in der Sprache, in den Sprachen und deren Lebendigkeit. Kaum hat der Informatiker eine Redwendung in sein Übersetzungsprogramm integriert („ein Stück weit!“), entsteht schon wieder eine neue (nicht wirklich!“). Das Sprachgenie aus Wien, Josef Weinheber, hat vor mehr als fünfzig Jahren gültig formuliert: „Es gibt nur zwei Übersetzungen, schlechte und ganz schlechte“. Er meinte damit zwar in erster Linie Lyrik-Übertragung, aber das Verdikt kann man getrost auch auf andere Felder anspruchsvoller Sprache übertragen – ja sogar auf die Alltagssprache. Ein Beispiel aus der professionellen Kommunikation: Es geht um Vertragstreue. Ein Deutscher steht – hoffentlich – zu seiner Abmachung. An englishman will hopefully keep to his end of the deal. Ein Beispiele aus der privaten Kommunikation: Es regnet heftig und ohne Pause. Es sagt der „Hochdeutsche“: „Es schüttet aus Eimern“, der „Hochösterreicher“: „Es regnet Schusterbuben!“, der Ostwestfale: „Es plästert!“, der Engländer: „It’s raining cats and dogs!“. Sicherlich, *variatio delectat*, aber hinsichtlich der zur lösenden Verständigungsaufgabe ist die Vielfalt eher hinderlich als förderlich.

Wenn man von der recht trivialen Aussage ausgeht, dass zur Bewältigung der Aufgabe einer Kommunikation über die Sprachgrenzen hinaus eine einzige, die jeweils eigene „Muttersprache“, so unverzichtbar sie auch sein mag und bleiben soll, zu wenig ist, alle Sprachen – beispielsweise in Europa – aber zu viele sind, dann gibt es eigentlich nur eine Lösung. Diese ist im Prinzip nicht neu – und hat in der aus vielen, mehrheitlich politischen Gründen aufgegebenen europäischen *lingua franca*, dem Vulgärlatein – ihr bis heute nicht erreichtes Vorbild. Das Prinzip, das der Lösung des sprachlichen Problem der Europabildung, wie ich sie mir vorstelle, zugrund liegt, heißt „Zwei Sprachen – eine Welt“, und kann sowohl auf Europa als auch auf den globalen Kulturraum insgesamt angewendet werden. Alle Menschen sollen, ja müssen zweisprachig gebildet werden, von Anfang an: in

ihrer Muttersprache wie bisher und in einer über möglichst viele Sprachgrenzen reichenden „Vatersprache“.

Um einen „Bildungsraum Europa“, der immer wieder politisch beschworen, aber immer noch nicht mit ausreichendem Tiefgang öffentlich diskutiert wird, herzustellen, bedarf es der Entwicklung des Bewusstseins gemeinsamer Kultur. Kultur als „reale Konstruktion“ bedarf der „idealen“ Rekonstruktion – durch eine gemeinsame Sprache. Sprache und Bildung (als Zustand) sind durch den kommunikativen Teil von Bildung (als Prozess) unauflöslich miteinander verbunden. Daher bedarf Europabildung nicht nur einer – beliebigen – europäischen Sprache, so schön und elaboriert diese auch sein mag -, sondern einer Europasprache. Ich nenne die europäische Vatersprache gelegentlich „Eurospeek“ – und ich habe meine Gründe dafür.

Während sich die Europapolitiker und die Eurokraten mit tausenden Details der Reglementierung des komplexen und heterogenen Staatenbündels „Europäische Union“ beschäftigen und damit gelegentlich auch blockieren, bleibt die grundsätzlich und letztlich alles entscheidend Frage unbeantwortet. Ja, sie wird – voraussichtlich wegen ihrer politischen Sprengkraft – nicht einmal diskutiert. Was wir brauchen ist der Diskurs, was wir brauchen, sind konkrete Projekte, zentriert um eine, sagen wir, „Akademie für europäische Sprache und Kultur“, die sich mit aller Kraft der Entwicklung und Verbreitung der Europasprache widmet.

Wird es keine gemeinsame Europasprache gebe, die die überwiegende Mehrzahl der Menschen in Europa gleichsam native und parallel zu ihrer Regional bzw. Nationalsprache sprechen, dann wird es auch – organisierte und subventionierte Europabildung hin oder her – kein breites und tiefes Europabewusstsein geben, damit aber auch keine europäische Kultur – und damit letztlich auch kein Europa. Eine Europabildung, die multiples Sprachenlernen und multidimensionale Übersetzungen erfordert, kann

weder flächendeckend noch schichtenübergreifend wirksam werden. Sie wird zu einer Intellektokratie führen, wie wir sie aus der aristokratischen Diplomatie der europäischen Neuzeit kennen.

Eine sprachlose Europabildung ist letztlich zur Wirkungslosigkeit verdammt. Dies ist betrüblicherweise keine Vermutung, dies ist ein Befund.